

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 25 (1921)

Artikel: Die Drei
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571801>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Fritz Oswald, Sorgen.

Am See. Skizze.

Altersweisheit

All der Tand, den Jugend schätzt,
Auch von mir ward er verehrt:
Locken, Schlüpse, Helm und Schwert
Und die Weiblein nicht zuletzt.

Aber nun erst seh ich Klar,
Da für mich, den alten Knaben,
Nichts von allem mehr zu haben —
Aber nun erst seh ich Klar,
Wie dies Streben weise war.

Zwar vergehen Band und Locken
Und der ganze Zauber bald,
Aber was ich sonst gewonnen:
Weisheitsschatz und warme Socken,
Ach, auch das ist bald zerronnen,
Und auf Erden wird es Kalt.

Herrlich ist für alte Leute
Ofen und Burgunder rot
Und zuletzt ein sanfter Tod,
Aber später, noch nicht heute.

Hermann Hesse, Montagnola.

Die Drei.

Ein Bild von Ernst Zahn, Meggen.

Das kleine, weit außerhalb des Dorfes Heimsbach an der Landstraße stehende Haus war ganz eingesponnen in Kapuzinerranken. Sie waren rings um die Mauern gezogen und hingen von den Fenstern in allen Tönen vom hellsten Goldgelb bis zum tiefsten Sammet-

braun. Das Haus stand da wie die Bild gewordene Freundlichkeit. Sie schaute ihm aus dem sauberen Fenster, und wer mit der Sonne durch diese in die Stuben guckte, gewährte blickblank geschauerte Tannenböden, viel schneeweißes Spitzenwerk auf Betten, Ruhebett, Kommoden,

dem gepolsterten Lehnstuhl, und allerlei künstliche und natürliche Blumen in altmodigen Vasen; diese trugen in die Räume dieselbe frohe Buntheit, die das Haus von außen zeigte.

Drei Frauen wohnten hier, die Frieden mit sich und der Welt hatten, von ihr nichts wollten, ja so einsam lebten, daß sie selbst ins Dorf hinein sich nur begaben, wenn sie irgendeinen dringenden Einkauf zu machen hatten. Das würde ihnen wohl manchenorts übel verdacht und mit dem Namen Sonderlinge bezahlt worden sein. Die Heimsbacher hatten aber in all den Jahren gelernt, daß die Witwe ihres einstigen Pfarrers, Frau Christine Bucher, ihre ebenfalls verwitwete Tochter Anna und die sechzehnjährige Wilma, das Kind eines verschollenen Sohnes und Bruders, Menschen waren, denen sich beim besten Willen nichts Uebles nachsagen ließ, und es ging daher kein Dörfler am Hause vorbei, ohne einen wohlgefälligen Gedanken hineinzusenden.

Frieden hatten die drei Frauen gehabt, einen jahrelangen, wunschlosen Frieden, wie er nach mancherlei Stürmen und Sorgen erkauft wird. Die Tochter Anna war nach einer mehrjährigen kinderlosen Ehe mit einem städtischen Beamten, die junge, schwarzbraune Wilma als wegverlorene Waise aus Welschland in das Haus der Mutter und Großmutter zurückgeführt. Die stramme und tätige Anna Kraft übernahm die Führung des Hauswesens. Frau Christine, eine fromme Frau, die sich aber im Herzen ihre Kirche aufgerichtet hatte, seit ihr Mann das Dorfgotteshaus und sie selbst verlassen, hatte ihre Kinder als ihren einzigen Lebensbesitz in hoher, stiller, fast heiliger Liebe gehalten, und als der Sohn verloren ging, sein Teil auf sein schlankes Töchterlein mit den großen, frühernsten dunkeln Augen übertragen. Umgekehrt liebten Tochter und Enkelin sie nicht nur um der Zuflucht willen, die sie ihnen bot, sondern aus tiefem und sich immer mehr vertiefenden Ursachen. Frau Christine besaß trotz ihrer hohen Siebenziger Jahre ein jungfröliches Gemüt, in ihrer schlanken, zierlichen Gestalt eine anmutvolle Beweglichkeit, und in ihren Runzel-

händen eine merkwürdige Geschicklichkeit. Sie versah im Hause Schreiner und Schneider, Maler und Koch, kurz, war ein Allerweltshelfer. Das Beste aber blieb, daß sie nicht nur die Händehilfe verstand, sondern mehr noch die Herzenshilfe, und mit Rat und Liebe ihren zwei Hausgenossinnen unentbehrlich wurde.

„Wenn Mutter stirbt, will ich auch nicht mehr leben,“ sagte manchmal Frau Anna, und in ihrem runden, feinwangigen Gesicht erschien dabei ein Ausdruck der Hilflosigkeit, die zu ihrer Breitschultrigkeit, ihren kräftigen Armen und rüstigem, sonst so entschlossenem Wesen in merkwürdigem Gegensatz stand. Solche Rede verwies ihr die Mutter zwar jedesmal ernstlich, indem sie sagte: „Was sollte denn aus Wilma werden?“ Dann sahen sich alle drei Frauen an, lächelten und glitten über die Furcht vor dem, was doch einmal kommen mußte, mit der Sorglosigkeit der Glücklichen hinweg.

Frau Anna hielt den Garten in Ordnung, besorgte das Holzhacken, Kartoffelgraben, kurz, alle Schwerarbeit. Es war eine Freude, sie Spaten oder Beil handhaben zu sehen. Der Haut der weißen Arme gab die Luft einen leisen Unterton von Braun, die Muskeln härteten sich, und Frau Anna meinte, sie würde es schon mit einem Mann aufnehmen, wenn einer einmal versuchen sollte, mit böswilliger Absicht in das Haus einzudringen.

Und da war nun noch die kleine Wilma. Sie hatte im Haushalt keine bestimmte Aufgabe und ging doch überall, bald der Großmutter, der sie den Mutternamen gab, wie der Tante an die Hand, und war ihnen das sanfte Licht, das Stuben und Leben wohnlich und warm machte. Seit sie konfirmiert war, hatte sie die Schule verlassen, die Schule und damit auch den Kreis der Gespielen, von denen niemand ihr näher gestanden.

Die drei Menschen lebten in ihrem Kapuzinerhäuschen wie auf einer Insel. Wenn sie abends unter der Lampe in der behaglich schlichten Wohnstube saßen, alle drei mit Handarbeiten beschäftigt, sprachen sie manchmal von ihrer Einsamkeit. „Wie es wieder still und gemütlich ist,“ begann wohl die Greisin das Gespräch. Sie

war immer lebhafteren Geistes als die beiden andern.

„So allein ist es am besten,“ antwortete ihr Frau Anna.

„Um uns kümmert sich niemand. Niemand kommt zu uns. Wir brauchen keinen,“ redete Frau Christine weiter über die klappernden Stricknadeln hinaus.

Wilma saß auf dem Klavierstuhl, den Rücken dem Instrument zugekehrt. Sie hatte ein schmales, feines Gesichtlein, dem die schwarzbraunen, langen um den Kopf gewundenen Zöpfe ein lieblicher Rahmen waren. Es fiel ihr schwer, auszusprechen, was in ihrer Seele war. Aber ihre ernsthaften Augen begegneten denen der Großmutter und sagten ihr, daß sie sich nichts Besseres wünschte als die Gegenwart.

Nach einer Weile forderte Frau Christine sie wohl auf, etwas zu spielen. Dann ließ sie die Hände, die so klein waren, daß sie die Oktaven kaum zu spannen vermochten, über die Tasten gleiten. Ihr Spiel war voll Innigkeit.

„Uebe nur recht fleißig,“ mahnte wohl nachher die Großmutter. „In der Jugend muß man etwas haben, woran man sich freuen kann.“

Draußen wehte der Wind. Manchmal tönten das Knarren eines Wagens, auch nur die dumpfen Schritte eines Fußgängers in die Stubenstille herein. Die drei aber saßen, und manchmal schaute eines auf und das andere an und lächelte.

2.

Das war nun ein großer, leidvoller Schrecken. Frau Anna mußte sich bei dem rauhen Herbstwetter im Garten draußen erkälten haben. Sie legte sich eines Abends mit schweren Fiebern zu Bett. Die Großmutter ordnete allerlei Hausmittelchen an; aber nach zwei Tagen setzte eine so heftige Krankheit ein, daß die Berufung eines Arztes nicht länger hinausgeschoben werden durfte. Dieser kam und schüttelte den Kopf. „Eine böse Geschichte,“ sagte er bedenklich.

Als Frau Christine in der ersten Nacht an Frau Annas Lager saß, die Fieberrosen auf ihrem tapferen Gesicht immer tiefer erglühen und die Kranke sich rastlos von einer Seite auf die andere werfen sah,

faltete sie die Hände, die von viel durchlebtem Leid redeten, und sprach in ihrer stillen Weise mit Gott. Und sie erinnerte sich des zeitweiligen Ausspruchs ihrer Tochter, daß jene nicht am Leben bleiben wolle, wenn sie, Frau Christine, sterben sollte. Wie aber nun, wenn Frau Anna selbst am Rande des Grabes stand? Und Wilma fiel ihr ein, die noch jung und weltunkundig war. Dann mußte sie mehr als je an ihr eigenes hohes Alter denken. Plötzlich und zum erstenmal begann ihr vor ihrer Weltabgeschiedenheit zu bangen. In ihrem Drang nach Zurückgezogenheit, so dachte sie, hatten sie drei Frauen es nun glücklich zuwege gebracht, daß sie keine verwandte Seele mehr hatten.

Draußen rauschte der Regen. In Strömen brach er aus dem sternlosen Nachthimmel und fiel in die Bäume des Gartens. Es war ein unablässiges Quellen und Träufeln, und dabei spürte die Krankenwärterin, wie es kälter und kälter wurde, und zog das wollene Tuch fester, das sie um Rücken und Schultern geschlungen trug. Nach einer Weile stand sie auf und schritt auf lautlosen Hausschuhen nach Wilmas Zimmer, dessen Türe nur angelehnt war. Dort drehte sie das Licht auf. Des Mädchens dunkler Kopf lag vom einen weißen, nackten Arm umrahmt, anmutig und kindlich in den Kissen. Ihr Schlaf war tief und sorglos. Die Hände der alten Frau zitterten. Wie, wenn eines Tages das Kind dort allein in der Welt blieb! Aber sogleich begann sie mit der Gefahr sich auseinanderzusehen und gedachte eines Freundes ihres Mannes, der eine Pfarrei in der französischen Schweiz inne und immer junge Leute in seinem Hause hatte. Ihn wollte sie angehen, daß er Wilma aufnehmen und ihr eine Brücke ins Leben hinaus bauen möge. Und ihr Herz schlug dann ruhig, fast kühl, wie es immer getan, wenn das Unglück auf sie niedergeschmettert war.

Am Morgen kam der Arzt. Es stand schlimm um die Kranke.

Wilma richtete die Augen voll banger Furcht auf die Großmutter. „Was meinst du?“ fragte sie.

„Wenn Gott will, wird sie wieder gesund,“ antwortete jene.

Ihre Gefäßtheit aber gab Wilma Mut. Und sie ging in den Garten hinab, um die späten Birnen vom Baum zu holen, die die Tante noch hatte pflücken wollen.

Der Regen hatte aufgehört. Der Himmel war noch nicht völlig klar; aber sein Blau leuchtete mit einem neuen, tiefen Glanz, und die vielen weißen Wolken darin waren wie von köstlicher Seide. Die leise, klare Herbstsonne übergieß das viele sterbende Laub, das an den Bäumen hing und die Wege bedeckte und die sich tapfer wehrenden Kapuzinerblüten mit einem reinen, zärtlichen goldenen Schimmer. Hier außen schien es auch Wilma, daß es mit der Kranken doch nicht zum Schlimmen kommen könne. Während sie Birne um Birne abnahm und ihr eine immer größer und schöner als die andere schien, freute sie sich erleichterten Herzens schon darauf, Großmutter und Tante den Reichtum zu zeigen.

Um zu den oberen Früchten zu gelangen, mußte sie eine kleine Doppelleiter anstellen. Eben hatte sie diese bestiegen, als aus dem Walde drüben ein Reiter brach. Die Straße war diesen Morgen wenig begangen. Das junge Mädchen schaute nach dem Fremden aus, wandte sich aber bald ihrer Arbeit wieder zu.

Der Reiter näherte sich, hielt am Garten seinen reich aufgeäumten Schimmel an und fragte: „Ich bin doch recht hier auf dem Wege nach Heimsbach?“

„Gewiß,“ antwortete Wilma. Sie hielt eine große, gelbe Birne in den Händen.

Der Fremde erblickte diese und ihr junges Gesicht im Schmutz des reichen, dunkeln Haars. „Welch schönes Obst!“ rühmte er, und machte nicht Miene, weiter zu reiten.

Sie sah ohne Scheu auf ihn nieder. Wie das Riemenzeug seines Pferdes, so trug sein eigenes Aeußere, das knappe graue Beinkleid, das schwarze Samtwams und die Mütze ein vornehmes Gepräge. Sein bleiches, nicht mehr ganz junges Gesicht, von dessen hohen Stirn dunkles Haar in weichen Strähnen zurücktrat, hatte mit seinen scharf und fein geschnittenen Zügen etwas Fremdartiges, Eindrucks mächtiges. Wilma stieg eine Leitersprosse tiefer und

fand es höflich, ihm die Birne anzubieten: „Wollen Sie kosten?“ fragte sie.

Er nahm, dankte und biß in die Frucht. „Köstlich,“ sagte er. Dabei drängte er sein Pferd dicht an den Gartenzaun. „Sie wohnen hier recht einsam,“ setzte er das Gespräch fort. Sein Blick glitt langsam über die zierlich schlanken Glieder des Mädchens, und in seiner Stimme zitterte etwas von dem Wohlgefallen, das in seinem Herzen war.

„Wir lieben die Einsamkeit,“ erwiderte Wilma. Da er einen Blick nach den Stuben drüben gehen ließ, als ob er herausfinden wollte, wer noch unter dem „wir“ zu verstehen sei, fügte sie hinzu: „Obwohl wir nur drei Frauen sind.“

„Frauen?“ lachte er. Etwas in seinen Augen machte sie erröten.

Er legte eine schlanke Hand, von der er den Handschuh gestreift, auf das Eisengitter. „Wenn jeder, der hier vorüberzieht, wüßte, wieviel Anmut hier wohnt, würde es mit Ihrer Einsamkeit wohl bald vorbei sein.“

Wie seltsam er spricht, dachte Wilma. Es war ihr halb bang, halb fröhlich zu Gemüt.

„Ich wenigstens würde ... wohl oft hier vorüberreiten, wenn ...“ setzte er hinzu. Er suchte ihren Blick; aber sie wich ihm aus wie ein gejagtes Vöglein.

„Ich muß weiter,“ sagte er. Sie hörte den kleinen Seufzer, der hinter seinen Worten klang. Irgendwie tat er ihr leid.

Als er zum Abschied die Hand durch die Gitterstäbe steckte, legte sie die ihre hinein. Er hielt sie mit festem Druck. „So ist das Leben,“ sagte er. „Es treibt die ewig aneinander vorbei, die gerne weilen möchten.“

Wilma hatte es auf der Zunge, zu fragen: „Wer bist du denn, daß du so sprichst?“ Aber sie brachte keinen Ton heraus.

Er neigte sich ganz nah zu ihr. „Leben Sie wohl,“ sagte er mit verhaltenem, erschüttertem Ton, der ihm tief herauf zu kommen schien.

Wilma war ganz schwindlig und verwirrt, als er jetzt ihre Hand freigab und sein Pferd zu einem jähen Sprunge spornend von ihr fort ritt.

Er drehte sich noch einmal um, in

einem seltsamen Schwanken, ob er noch verweilen sollte, in einem Zweifel, ob er wiederkommen würde. Viele hatten schon an seinem Wege gestanden. Er winkte der einen mit der Hand, zärtlich, zögernd. Dann ritt er weiter. Auf der Satteldecke stand der Name Giovanni.

Das junge Mädchen sah ihm nicht nach. Es machte sich an seine Arbeit zurück. Aber seine Gedanken waren nicht dabei. Die Angst um die Kranke im Hause meldete sich dumpf. Daneben hatte sie ein den Herzschlag beengendes Gefühl, als habe der Fremde ihr ein Leid getan. Und doch bedauerte sie, daß er schon fort war, und war neugierig, wer er war und ob sie ihn je wiedersehen werde.

Noch ganz benommen trat sie nach einer Weile mit ihrem gefüllten Korbe ins Haus zurück.

3.

Frau Anna starb in einer Nacht. Sie richtete sich plötzlich in ihrem Bette auf, an dem die Großmutter saß. „Mutter?“ sagte sie. „Ist es denn wirklich wahr?“

Frau Christine wußte, was sie meinte, daß sie fragen wollte, ob wirklich schon der Tod an sie kommen sollte. Sie sah die Schweißperlen auf der elfenbeinweißen Stirn; aber sie antwortete nicht, sondern bettete die Sterbende nur in die Kissen zurück und war ruhig und gefaßt und stark.

Wilma saß halb angekleidet auf dem Ruhebett, das drüben an der Wand stand. Die Großmutter hatte sie geweckt. Sie fror vor Kälte; aber mehr noch vor Furcht. Und noch immer lastete auf ihr eine seltsame Wirrnis der Gedanken. Der Rest eines Traumes oder einer Erinnerung quälte sie noch: sie sah einen Reiter auf einem edlen Schimmel.

Frau Anna schaute nach der Greisin und dem Kinde. Ihr Wort, daß sie nicht mehr leben wolle, wenn die Mutter gestorben sei, erschien ihr auf einmal wie eine Sünde. Mit einer gewaltsamen Anstrengung wollte sie Herr werden über das, was sie jetzt unrettbar von dannen riß. Ein fast wilder Wille zum Leben sprang in ihr auf; aber es war zu spät. Schon setzte ihr Herzschlag aus. Dann durchlief ein Zittern ihren Körper. Ein leises Stöhnen entfuhr ihr.

Frau Christine erhob die schlanke, schmerzkundige Rechte. Langsam strich sie über die Lider der Tochter. „Wilma,“ sagte sie.

Das kleine Mädchen kam heran. Dann verstand es und warf sich schluchzend am Bette nieder. Es war ihr erster großer Schmerz.

Die alte Frau weinte nicht. Sie ging in die Wohnstube hinüber und nahm die dunkle Vase, die auf dem Tisch stand und mit den leuchtenden Kapuzinerblüten gefüllt war. Die stellte sie neben das Bett. Und nachher berührte sie mit den Fingerspitzen Wilmas Schulter und hob die Fassungslose auf. „Komm,“ sagte sie. „Wir müssen uns darein finden.“

Sie führte die Enkelin ins Wohnzimmer hinaus.

„Wir müssen überlegen, was zu tun ist,“ sprach sie hier. „Wir haben so sehr für uns gelebt, daß wir nicht mehr wissen, was wir der Welt schuldig sind.“

„Ich will den Pfarrer um Rat bitten,“ schlug Wilma vor.

Sie ließen sich auf zwei Stühle nieder und gerieten ganz unbewußt in eine Besprechung der Lage, die durch den Tod der Mitbewohnerin geschaffen war. Seltsame traumhafte Erinnerungen an den Reiter verwirrten dabei manchmal Wilmas Urteilskraft. Frau Christine jedoch erkannte immer deutlicher, wie beider Zukunft allein auf ihren eigenen schwachen Schultern ruhte, und die sonst so Tapfere und Selbstsichere wurde darob von einer so heftigen Beklemmung befallen, daß ihr Hände und Herz zu zittern begannen.

Der Morgen lugte schon in die Scheiben, grau, mit an den Bergen hängenden Nebeln. Einzelne Tropfen fielen weit verstreut wie schwere Tränen ins Land. „Es geht eben doch nicht ohne die andern,“ sprach die alte Frau. „Was sollte aus dir werden, wenn...“

„Laß uns nicht grübeln,“ antwortete das Mädchen. „Du wirst noch lange bei mir bleiben.“

Die Großmutter schwieg.

Aber es war merkwürdig: Wilmas Seele war zerspalten. Sie konnte nicht recht traurig sein, daß die Großmutter fand, sie seien zu einsam gewesen. Sie fühlte auch den Verlust, den sie heute

Nacht erlitten, nicht völlig. Sie hatte ein kleines Verlangen, in den Garten hinab zu laufen, die Straße hinab zu blicken, auf der — ein Reiter verritten war.

Die alte Frau sah sie an. Es war, als spürte ihr altes, weises Gemüt jede Regung des jungen andern. Sie fühlte, wie der junge Flattersinn wanderte.

„Ich dachte, du wärest hier sicher, bis du reif und stark genug geworden,“ sprach sie wieder.

„Ich bin es doch,“ erwiderte Wilma.

Die Großmutter sagte: „Wer weiß.“ Und nach einer Weile: „Die Welt ist schlecht, und du kennst sie nicht.“

Wilmas Blick haftete am Boden. Weshalb das alles? dachte sie fast ein wenig ungeduldig.

„Wenn erst das Begräbnis vorüber ist,“ sagte Frau Christine, „will ich ernstliche Schritte tun für deine Versorgung.“ Und als sie von dem Begräbnis sprach, kam ihr Leid um die Tote stärker zurück. Sie erhob sich und ging wieder zur Tochter hinüber. Sie fuhr mit der Runzelhand glättend über das weiße Deckbett der Toten, als müßte sie diese um Verzeihung bitten.

In diesem Augenblick durchbrach ein wenig Morgensonne den Nebel und spielte um das Fenster der Bohnstube, an dem ein Vogelbauer hing. Der Vogel begann leise zu singen. Er möchte hinaus, dachte Wilma unwillkürlich, er möchte ... hinaus.

— — — — —
Zwei Tage später war das Begräbnis. Zwei schwarze Pferde standen vor dem Sargwagen. Als Leidtragende fuhren in einer zweiten Kutsche nur der Pfarrer, der Arzt, die Großmutter und Wilma mit. Die Männer nahmen auf dem Rücksitz Platz. Die Großmutter sah in ihrem schwarzen Kleide gebrechlicher aus als gewöhnlich, auch war ihr stilles, weißes Gesicht sehr blaß. Aber so alt sie schien, so lebensfrisch waren Wilmas Züge. Es war, als ob ein kühler, starker Morgenwind darüber gegangen. Die Wangen waren gerötet, und aus den dunkeln Zöpfen schaute das Gesicht mit solcher Anmut, daß die beiden alten Herren während der langsamen Fahrt zum Friedhof der Toten vergaßen und immer nur die anschauten, die das blühende Leben hatte.

Auf dieser Fahrt sagte die Großmutter plötzlich: „Die Herren des Waisenamtes sind schon dagewesen, Wilmas wegen.“

So jäh fiel diese Bemerkung in ein langes Stillschweigen und lag so weit ab von dem, was sonst wohl in einem Trauerwagen zu sagen schicklich und Gewohnheit ist, daß jedermann inne wurde, es beschäftigte die alte Frau noch etwas viel tiefer als der Schmerz um die verlorene Tochter.

Die beiden Herren wußten auch nicht gleich, was sie erwidern sollten, doch fand der Pfarrer es nötig, mit einiger Salbung zu bemerken, es sei ja ein Glück, daß der Staat um arme Waislein sich so rasch kümmere.

Eine neue Stille folgte. Die Wagen zogen langsam durch die Herbstlandschaft, deren Sterben eine leise Sonne zu verhehlen suchte. Ein starker Geruch faulenden Laubes drang durch das offene Fenster. Der Großmutter legte er sich eigentümlich beengend auf die Brust. Aber sie spann in sich den Gedanken weiter, dem sie Worte gegeben. Sie vergegenwärtigte sich den Besuch der Ortsbehörden, die mit feierlichen Mienen erklärt hatten, anläßlich des Todesfalls und in Abwesenheit des verschollenen Vaters müßten sie selbst einmal für Wilma zum Rechten sehen. Trotzdem sie sehr höflich gewesen, hatte es Frau Christine kalt angewehrt. Die Menschen, mit denen jene sich von Amts wegen zu befassen hatten, waren, so schien ihr, ein wenig wie die Zahlen, die sie in ihren Büchern stehen hatten. Es bedrängte sie, daß Wilma einst ihrer Obhut überlassen bleiben sollte. Sie nahm sich abermals vor, gleich nach der Heimkehr an den Freund im Welschland zu schreiben. Gleichzeitig aber wuchs die Unruhe, die sie nun schon einige Tage besaß. Sie fühlte sich unwohl und wie bedroht. Sie dachte an die Tote und redete gleichsam mit ihr: „Warum hast du uns das angetan, von uns zu gehen, da wir dich so nötig brauchten!“ Dann fühlte sie wieder Wilma neben sich und brauchte sie nicht anzusehen, spürte aus wesenslosen Dingen, daß etwas war, was auch ihre Trauer zerstreute, etwas Seltsames, wie ein leiser Wind, der auf einem dunkeln See Kräuselwellen schafft, etwas

Unerklärliches, das ihr das Kind, das ihr so nahe gestanden, ferner rückte, immer ... leise ... ferner.

Als die zwei Kappen vor dem Friedhof hielten, der Sarg herabgenommen und zu einer offenen Grube getragen wurde, stiegen auch die vier Insassen des Begleitwagens aus. Gefolgt von den zwei Herren, schritten die Großmutter und Wilma dem Grabe zu. Die alte Frau hatte einen Arm durch den des Mädchens geschoben. Ihr Herzschlag setzte ein paar-mal aus, vielleicht vor Erregung; auch zitterten ihr die Knie, und sie war froh, eine Stütze zu haben.

Aber als am Grabe eben der Pfarrer eine kleine Abdankeungsrede beginnen wollte, fühlte Wilma, wie die Großmutter hastig und wie in plötzlichem Schrecken fester ihren Arm umflammerte. Und noch bevor sie sie halten konnte, sank Frau Christine mit einem leisen Seufzer neben ihr zu Boden.

Der Arzt sprang hinzu. Auch der Pfarrer neigte sich über sie. Wilma aber, deren Sinne während der Fahrt wie in einem Nebel gewesen waren, warf sich neben der alten Frau nieder und sah mit wachsendem Entsetzen, daß kein Leben mehr in ihr war.

„Ein Herzschlag,“ sagte der Arzt zum Pfarrer.

Man trug die Tote ins Haus des Friedhofgärtners. Wilma folgte willen- und bewußtlos. Die beiden Männer sprachen sanfte, liebevolle Worte zu ihr. Sie nickte zu allem, was sie ihr vorschlugen, und folgte dem Pfarrer nach einer Weile mit derselben Willenlosigkeit zum Wagen, der sie hergebracht hatte, während ihre eine Tote still begraben und die andere im Gärtnerhaus aufgebahrt wurde.

Während der Fahrt weinte sie. Sie fühlte, daß ein großes Unglück noch größer geworden war, und sie hatte Heimweh nach den beiden Frauen, die bisher ihr Leben behütet hatten; aber sie gab sich noch kaum Rechenschaft, daß sie keine der beiden daheim mehr antreffen werde.

Der Garten sah müde aus, und die Kapuzinerranken waren dünn und dürr. Die Sonne, die noch ein wenig um die Fenster irrlichterte, hatte keine Kraft mehr. Der Wagen hielt, und der Pfarrer

begleitete Wilma in die Wohnstube hinauf. Er versuchte ihr Trost einzusprechen; auch fragte er schon nach der Zukunft: ob die Großmutter etwas für diese bestimmt und dergleichen.

Wilma wußte von nichts. Es hätte doch niemand an so plötzliche Veränderungen gedacht, sagte sie.

Der Pfarrer fand, es sei mit dem armen jungen Ding nicht viel anzufangen, besann sich auf dringende andere Verpflichtungen und versprach, ihr gleich seine Frau zu schicken.

Wilma bedankte sich schön und begleitete ihn bis zur Haustür.

Als sie zurückkam, fiel ihr die tiefe Stille auf, die im Hause herrschte. Aber sie tat ihr nicht weh; es war ja immer still gewesen. Dennoch mußte sie wieder weinen. Wo waren die andern? dachte sie.

Nach einer Weile trat sie zufällig an eines der Fenster und sah hinaus. Der Garten war übersät von dünnen Blättern. Das war, weil Frau Anna nicht mehr kehrte, dachte sie. Dann fiel ihr Blick in die Straße hinaus. Der Reiter... ging es ihr durch den Kopf. Und sie sehnte sich nach einem Menschen. Nach wem, wußte sie nicht.

4.

So unruhig war es im Hause nie zuvor gewesen. Eine Menge mitleid-beflissener Leute kamen, sich der jungen Waise anzunehmen. Die Pfarrerin, eine dünne, kleine, übertrieben schlichte Frau, hatte im Hause selbst Wohnung genommen. Die Waisenbehörde durchsuchte den Sekretär nach Schriftstücken, die etwa noch Angehörige Wilmas nennen könnten.

Die Großmutter lag nun schon draußen im Friedhof neben der Tochter. Morgen wollte der Gemeinderat Sitzung halten und beraten, was mit Wilma geschehen solle.

Heute abend war Vollmond. Von einem Fenster aus sah Wilma ihn am schwarzen Himmel stehen. Ueber die Tannen eines nahen Waldes ging es wie Sprühen, so scharf brach sich sein Licht auf ihren Spitzen. Wilma war das Reden der kleinen Pfarrerin müde, die ihr immer wiederholte, sie brauche keine Angst zu haben, es sei Vermögen da, auch hun-

dert Vorschläge machte, was sie beginnen könne, und dann wieder von hundert andern Leuten sprach, die das Unglück noch viel schwerer getroffen habe. Sie war diesem Gerede aus Weges in ihr Schlafzimmer entronnen. Und plötzlich bekam sie Lust, in den mond hellen Garten hinabzugehen. Sie wußte, daß sie allein im Hause nicht bleiben konnte, daß sie irgend etwas beginnen mußte. Sie fing auch an zu erwägen, was das Beste sein werde, ins Pfarrhaus, wie man ihr angeboten, oder noch auf eine Schule oder ins Welschland zu ziehen. Sie hatte zu nichts rechte Lust. Sie fühlte sich nur unendlich verlassen.

Als sie vors Haus kam, raschelte das Laub unter ihrem Fuß. Die Nacht war kühl. Der Mond zündete ihr ins schmale Antlitz und machte, daß es im dunkeln Kranz der Haare noch blasser und feiner erschien. Ferne tönte es einen Augenblick wie Hufschläge.

Der Reiter, dachte Wilma. Und das Herz wurde ihr leise warm. Es war ihr, als stände jener Fremde allein noch ihr nah, seit... Die beiden Hüterinnen ihrer Tage fehlten ihr wie noch nie. Aber es war nun wieder ganz still. Mein Gott, wie allein sie mich gelassen haben, dachte das Mädchen.

Plötzlich scholl der Tritt eines Pferdes ganz nah. Ein Wagen kommt vom Dorfe, dachte Wilma gleichgültig.

Die Landstraße lag aber so hell da wie am Tage. Wie angezogen vom Monde trat das Mädchen unter die Gartentüre. Sie knarrte, als sie sie aufstieß. Und immer noch und immer näher klang der Tritt der Hufe. Aber kein Wagenrasseln folgte ihm.

Einen Augenblick befiel Wilma etwas wie Angst. Sie schwankte noch, ob sie gehen oder bleiben sollte. Da sah sie ein weißes Pferd. Der Mond spielte auf der Kruppe des Schimmels, das Fell leuchtete ganz.

Unwillkürlich faßten Wilmas Hände nach rückwärts in die Gitterstäbe des Gartentors und schoben es zurück. Aber der Reiter hatte sie schon erreicht.

„Ei, sieh' da,“ grüßte er sie. „Ich hätte es nicht gedacht,“ fügte er hinzu.

„Was?“ fragte Wilma unwillkürlich.

„Daß ich Sie noch einmal sehen würde, und zu dieser Stunde.“

Von ihrem Leide gedrängt, entgegnete sie: „Seit Sie hier vorbeikamen, ist hier vieles anders geworden.“

Er fragte, was geschehen sei. Und sie erzählte ihm von ihrer Verwaistheit.

Er zog seine Mütze mit einer seltsam feierlichen Bewegung: „Armes Mädchen,“ murmelte er. Und plötzlich beugte er sich nieder und legte die Hand auf ihren Scheitel.

„Das Leben würde Sie aber doch hier weggeholt haben,“ sagte er.

Wilma fühlte sich von einem seltsamen Drang nach Ferne erfüllt. Sie blickte die mondweiße Straße entlang. Für den Augenblick haftete ihre Seele nicht an dem leeren Hause, nicht an ihrer Trauer.

„Es war zu einsam hier für Sie,“ fuhr er fort.

„Es war friedlich,“ antwortete sie.

Und er: „Jugend will nicht Frieden, Jugend will Genuß!“

Wilma schwieg. Sie konnte ihm nicht widersprechen.

„Wo werden Sie hingehen?“ fragte er, als sei es ihm erwiesen, daß sie hier nicht bleiben könne.

„Ich weiß nicht. Ich weiß nichts von der Zukunft.“

Auf einmal streckte er seine Arme nach ihr aus und zog sie ein wenig an sich. Sie wußte nicht, wie sie es geschehen ließ, wie sie selbst die Arme ihm entgegenhob.

„Ich bin morgen noch in der Stadt“, flüsterte er und nannte ihr ein Gasthaus.

Und ließ sie zu Boden gleiten.

„Das Leben ist mächtig,“ sagte er; „es spült in die einsamsten Winkel und holt uns heraus, die wir meinen, ihm zu entrinnen.“

Noch einmal strich er mit der Hand flüchtig über ihr Haar. Dann gab er dem Pferd die Sporen, daß es stieg und davonstob. Im Mondlicht schimmerten die Buchstaben des Namens Giovanni an der Satteldede merkwürdig scharf und deutlich.

Wilma lehnte am Gartentor. Es öffnete sich nach rückwärts. Wie betäubt und geblendet durchschritt sie den Garten und trat ins Haus zurück.

Die kleine Pfarrerin überfiel sie mit liebevollen Vorwürfen; was sie nur denke, so in der kühlen Nacht zu stehen. Sie solle sich von ihrem Schmerz nicht zu sehr bedrängen lassen.

Schmerz? dachte Wilma. Und sie schalt sich selbst, daß sie ihres Schmerzes vergessen. Sie lief in ihr Schlafzimmer, entließ der redseligen Trösterin. Schmerz? dachte sie. Es war wohl ein dumpfes Heimweh nach den zwei gütigen Gefährtinnen und einer vergangenen Zeit in ihr, allein es leuchtete etwas Neues in sie hinein, wie der Mond, der geisterhaft auch in die Schlafkammer drang. Schon vermochte sie sich nicht mehr zu verdeutlichen, wie es früher gewesen war. Was sollte werden? überlegte sie. Die Waisenbehörde würde kommen und der Pfarrer und der Arzt und andere. Alle würden Räte bei der Hand haben und sie mit ihren mehr oder weniger guten Meinungen peinigen und verwirren. Und dann... die Hand des Reiters brannte auf ihrem Scheitel. Wie seltsam war alles! Sie wußte nichts von ihm, nicht einmal, ob der Name, der an seiner Satteldecke geleuchtet hatte, der

seine gewesen. Aber, wo er war, wußte sie. Und sie sah seine Augen, sein Gesicht, spürte die Berührung seiner Hand. Und was zu ihm in Beziehung stand, riß alle andern Erwägungen wie Kartenhäuser zusammen.

Plötzlich öffnete sie die Schublade einer Kommode und riß Kleidungsstücke heraus. Auch dachte sie an eine Reisetasche, die auf dem Estrich stand. Und nach einer Weile: Am frühen, noch dunkeln Morgen ging ein Zug. Sie wußte das, weil sie immer sein Rollen gehört hatte...

Am andern Tage herrschte große Erregung im Hause, wo die Kapuzinerranken gilbten. Die Hüterin konnte Wilma nicht finden. Sie lief zu ihrem Mann. Es versammelten sich alle, auch der Doktor und Leute vom Waisenamt, in den leeren Wohnräumen.

„Am Ende hat sie sich ein Leid angetan,“ riet die romantische Pfarrerin.

„Man wird nachforschen,“ sagte streng und entschlossen ein Amtsmann.

Sie begannen die Suche im nahen Dorfweihen. Aber beim Tode fanden sie sie nicht. Und als sie sie beim Leben zu suchen begannen, war ihre Spur schon verwischt, die Welle schon wieder glatt, die die kleine Wilma hinweggespült.

Das neueste Vierteljahrhundert deutschschweizerischer Dichtung.

Von Robert Faesi, Jolliton.

(Schluß).

Unsere Heimatkunst hat eine Parallele im achtzehnten Jahrhundert — oder besser: sie leitet sich von dort her. Auch damals wurde der Zeitgeist bekämpft, nämlich die mondäne, skeptische, moralisch laxer Ueberkultur, deren Hochburg Paris war. Die Reaktion darauf machte sich in einer doppelten Tendenz unseres Schrifttums geltend. Retour à la nature verstanden wir einmal als Rückkehr zu ländlich schlichten, patriarchalischen Lebensverhältnissen und Sitten, zugleich jedoch zu den Vorbildern der eidgenössischen Heldenwäter. Von Lavaters Schweizerliedern und Joh.

von Müllers Schweizergeschichte führt ein ununterbrochener, wenn auch auf lange Strecken steiniger und verstaubter Weg zu der historisch patriotischen Nebenrichtung unserer Heimatkunst. Er streift freilich C. F. Meyers jeder Tendenz enthobene, künstlerisch unerreichte und geistig geläuterte, aber geschichtlich und oft schweizerisch orientierte Novellistik. Und wenn die Darstellung unseres zivilen und gegenwärtigen Daseins im Schatten Gotthelfs und Kellers steht, so die unserer historischen Vergangenheit in demjenigen des Verfassers